



Lynn Austin
Am Anfang eines
neuen Tages

francke

Olivia schloss und verriegelte die Tür wieder, dann ging sie in den Sklavenhof hinaus, um alle ins Haus zu befehlen. Wenige Minuten später hörte Jo, wie die Sklaven in der Küche im Keller unter ihnen rumorten.

„Du lässt doch die Sklaven nicht zu uns in den Salon, oder?“, fragte Tante Hattie, als Olivia mit den Neuigkeiten zurückkam.

„Natürlich nicht. Ich habe ihnen gesagt, sie sollen unten in der Küche bleiben und darauf achten, dass die Hintertür verriegelt ist.“

Mutter griff in den Beutel, den sie gepackt hatte, und zog eine kleine, mit Leder bezogene Schachtel heraus, die Josephine früher schon einmal in der Schreibtischschublade ihres Vaters gesehen hatte. Tante Olivia sah entsetzt drein, als Mutter die Schachtel öffnete und eine Pistole herausholte.

„Eugenia! Ist das Ding geladen?“

„Ja, das ist es“, erwiderte Mutter, während sie die Waffe in aller Ruhe betrachtete.

„Weißt du, wie man sie benutzt?“

„Natürlich. Und wenn ich muss, werde ich es auch tun. Ich schlage vor, du holst auch die Pistole, die dein Mann dir hinterlassen hat.“

„Aber ich ... Ich glaube nicht, dass ich ...“

„Du musst ja nicht damit schießen, Olivia. Schon wenn du sie auf jemanden richtest, ist das eine Abschreckung.“

Olivia ging in das Arbeitszimmer ihres Mannes und holte die Pistole samt der Munition. „Hier, Eugenia. Du musst sie für mich laden.“ Mutters Hände waren ganz ruhig, als sie die Waffe lud. Die beiden Frauen saßen mit den Pistolen auf dem Schoß da, während Tante Hattie im Kerzenlicht weiter aus der Bibel vorlas.

„Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht ...“

„Wir verlieren den Krieg, nicht wahr?“, sagte Josephine, als Hattie zwischen zwei Versen eine Pause machte. Alle starrten sie in der Dunkelheit an. „Die Armee von General Lee flieht und die Yankees werden Richmond erobern. Der Krieg ist vorbei und wir haben verloren.“

„Es gab früher auch Rückschläge“, erwiderte ihre Mutter. „Aber wir kämpfen für eine gerechte Sache. Virginia ist der Union freiwillig beigetreten und wir haben jedes Recht, sie zu verlassen. Das Recht ist auf unserer Seite.“

„Aber können wir nicht recht haben und trotzdem verlieren?“, fragte Josephine. Niemand antwortete ihr. „Glaubt ihr, Gott bestraft uns?“

„Nein! Wofür denn?“, sagte ihre Mutter. „Wir wollen doch nur in Frieden leben, wie wir es immer getan haben. Der Feind versucht

uns zu erobern und zu Veränderungen zu zwingen, aber ich war in Philadelphia und habe gesehen, wie sie im Norden leben – und glaub mir, das Leben dort ist unserem deutlich unterlegen.“

„Inwiefern ist es denn anders?“, wollte Josephine wissen. „Ich weiß, dass sie keine Sklaven haben, aber –“

„Sie denken nur ans Geld. Sie kritisieren uns vielleicht dafür, wie wir unsere Sklaven behandeln, aber die Einwanderer behandeln sie viel schlimmer. Wenigstens versorgen wir unsere Arbeiter mit Essen und Unterkunft. Im Norden schert es niemanden, ob diese armen Fremden auf der Straße verhungern. Der Norden hat nichts von der Großherzigkeit unseres Lebensstils und sie beten den allmächtigen Dollar an. Für uns sind die wichtigsten Dinge unsere Familien und unser Land und unsere Traditionen.“

„Aber wenn wir den Krieg verlieren –“, begann Josephine.

„Ob wir gewinnen oder verlieren“, unterbrach Tante Hattie, „wir müssen lernen zu beten, wie Jesus es in seiner dunkelsten Stunde getan hat: ‚Nicht mein, sondern dein Wille geschehe.‘“

„Wenn der Krieg wirklich zu Ende ist, hört wenigstens das Töten auf“, murmelte Tante Olivia. „Wir haben schon so viele unserer Lieben verloren.“ Ihre Pistole lag schlaff auf ihrem Schoß; Jos Mutter hielt ihre fest umklammert.

„Wenn General Lee sich ergeben muss“, sagte Mutter, „dann nur deshalb, weil sie zahlreicher sind, und nicht, weil sie besser gekämpft haben als wir.“

„Ich wünschte nur, wir wüssten, was als Nächstes geschieht“, sagte Tante Olivia, „und wann das alles ein Ende hat.“